

# S A G E N

RUND UM OVENSTÄDT

In alten Quellen gefunden,  
neubearbeitet und illustriert  
von Willi Schmidt  
1985

Neue Form: Peter Gräßer 2009

## JOHANNES von OVENSTATT

Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Dom zu Minden machte einen wuchtigen, ehrwürdigen Eindruck auf jeden, der ihn betrachtete.

Aber der Mönch, der über den Hof schritt, um im Dom die Frühmesse zu halten, schien in Gedanken versunken mit ernster, besorgter Miene kaum den stattlichen Bau zu sehen.

Die Sonne blinzelte durch die Glasmalereien der bunten Kirchenfenster, und mancher Sonnenstrahl fiel auf sorgenvolle, ernste Gesichter der Gemeinde.

Ja, der Sorgen sind Überreichlich im "teutschen Vaterlande" .Der schwarze Tod, die asiatische Beulenpest, zieht um. Keine ärztliche Hilfe war imstande, ihren Lauf zu bremsen. Wer von ihr befallen wurde, war ein Kind des Todes. Das Volk verfiel in seiner großen Angst dem Aberglauben.

Zuerst bekamen die Juden die Schuld. Zu Tausenden wurden sie erschlagen, da das aber nichts half, sind viele auf den Gedanken gekommen, die Pest sei eine Strafe des Himmels.

Sie sammelten sich zu größeren Haufen und zogen als "Flagellanten" oder Geißelbrüder durch die Lande. Unter monotonen Liedern zerfleischten sie ihren Rücken, um die Strafe Gottes durch Selbstpeinigung von sich abzuwenden. Weil die Pest aber erst recht durch die Flagellanten in Gegenden geschleppt wurde, die bis dahin davon verschont geblieben waren, wurde der Unfug verboten.

Gestern, in der Abenddämmerung, war ein solcher Haufen vor die Tore Mindens gekommen. In die Mauern der Stadt durften sie nicht. Aber viele Bürger waren hinausgegangen, um sich das seltsame Treiben anzusehen-Viele lachten darüber, andere hatten Mitleid, manche wurden nachdenklich.

aber vor dem Aberglauben zu retten, ist der Mönch auf die Kanzel gestiegen. Mit gewaltigen Worten riss er die Herzen der Hörer aus dem Sumpf zur lichten Höhe des Evangeliums.

Ein Knappe des Grafen von Ravensberg, der als Bote seines Herrn in Minden weilte, war auch zu der Frühmesse gegangen, wohl mehr aus Gewohnheit und Langeweile, als aus wirklichem Bedürfnis heraus. Dem ist das Herz übergegangen bei den Worten des Predigers.

Draußen, als er sich langsam wieder in die Wirklichkeit des Tages zurückfand, wandte er sich mit höflichem Gruß an einen älteren Bürger, der gemächlichen Schrittes auch das Gotteshaus verließ, und bat um Auskunft und den Namen des Predigers.

"Wenn Euch daran liegt, Genaueres über diesen gottbegnadeten Prediger zu erfahren, dann will ich es Euch wohl erzählen“.

Und draußen vor dem Tore erzählte er dem Knappen folgendes:

"Als das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts



gerade begonnen hatte, wurde unser Prediger in einem Dorfe drei Stunden stromabwärts als der zweite Sohn eines großen Bauern geboren.

Die fromme Mutter hoffte schon bei der Geburt, er möchte einmal "geistlich" werden. Er wurde auf den Namen Johannes getauft.

In seiner ersten Jugend schien es, als werde der Wunsch seiner Mutter in Erfüllung gehen. Er war ein anstelliger Knabe, der dem Priester des Dorfes, der ihn unterwies, sehr viel Freude machte. Dem Vater weniger, der spürte bald, dass sein Zweiter, im Gegensatz zu seinem Ältesten, nie ein tüchtiger Landwirt werden würde.

Wenn Johannes in den Weserwiesen die Kühe hüten musste, lag er oft unter einem Busch und träumte. Währenddessen gingen die Kühe auf des Nachbars Weide. Deshalb hatte der Vater nichts dagegen, dass der Zwölfjährige zur weiteren Ausbildung zu den frommen Vätern nach Minden, zu den Dominikanern, kam.

Als Johannes gerade 20 Jahre alt war, starb sein Bruder. Da musste er nun auf den Hof seiner Väter zurück.

Nach dem überstrengen Zwang des Klosters tat ihm nun die Freiheit nicht gut. Er lebte in Saus und Braus. Die meiste Zeit des Tages verbrachte er im Heidekrug. Des Abends streifte er mit Dirnen durch das Dorf. Dann gab es wieder Zeiten, wo er tagelang im Wald herumstreifte oder träumend an der Weser lag und sich um die Hofarbeit gar nicht kümmerte.

Das machte den Eltern viel Kummer, und sie starben kurz nacheinander. Das schreckte ihn auf. Am Sarge der Mutter, in einer Sommernacht während eines schrecklichen Gewitters, hielt er Einkehr in sich und wurde ein anderer.

Am Tage nach dem Begräbnis wanderte er nach Minden und ging in den Dom, um dort im Gebet sein Herz zu erleichtern. Als er sein Gebet beendet hatte, wusste er was er wollte. Er stiftete seinen Hof dem Dome und wurde ein Dominikanermönch. Das war im Jahre 1296.

Im Laufe der Jahre ist er Prior geworden. Das er ein gewaltiger Prediger ist und es versteht, verstockte Herzen zu wecken und verzagte zu stärken, habt Ihr sicherlich selbst gespürt."

Soweit der Bürger von Minden.

Des Knappen Weg führte oft nach Minden. Wenn er es eben möglich machen konnte, ging er jedesmal in den Don, um "seinen" Dominikaner-Prior, wie er ihn bei sich nannte, zu hören, und als im Jahre 1377 der Prior Johannes von Ovenstatt, wie er in alten Schriftstücken genannt wird, zur Ruhe getragen wurde, war er, jetzt ein angesehener Ritter, auch unter den zahlreichen Trauergästen.

In der Mindener Bischofschronik (Löffler S. 78 und 177 ff) wird folgendes berichtet:

Johannes von Ovenstedt ist Prior im Dominikanerkloster St.Pauli (an der jetzigen Brüderstr.). Von seinem Tode am 1.10.1373 wird folgendermaßen überliefert:

"Als er von Lemgo, seinem Sterbeorte, auf einem Wagen herangefahren wurde, strömte eine solche Volksmenge zusammen, dass sich in Minden niemand erinnern konnte, ähnliches bei dem Tode irgend eines Menschen jemals gesehen zu haben.

Wie er daher als Lebender viele versammelt und angezogen hatte, so ähnlich hielt ihn der Herr für würdig, ihn im Tode mit Klagen und Tränen unzähliger Menschen zu ehren.

Begraben ist er vor der Tür des Kapitelhauses, glücklich im Herrn."

Sein nicht mehr erhaltenes Epitaph trug folgende Inschrift:

"Quid tibi Gonscixibo, lectQr, cogitare nequibo. Notus eras patriae, mi pater egregie, Tullius ab ore, Cato mente, Parisque decore, Pythagoras vita gemina, virtute polita, Quae tibi natura poterat superaddere plura. Siste, pater siste ! Quis sis, lapis exprimit iste

## KÄTCHENBURG

Stolz schaute die Burg hinab auf die Weser und drohend belauerte sie die alte Heerstraße, die aus dem Süden Deutschlands körnend, sich durchs Wesertal schlängelnd, Minden berührt hatte und nun hinab lief nach Bremen.

Die Kaufleute, die Pfeffersäcke, kannten sie und fürchteten ihren Besitzer, den Ritter Klaus mit seiner wehrhaften Schar. Selten gelang es einem, ohne unfreiwilligen Zoll die Straße oder dahinter den Strom zu passieren.

Auch Kaufmann Brunert konnte davon ein Lied singen. Missmutig ritt er darum auf seinem braven. Braunen seinem Wagen voll köstlicher Habe voraus. Schon sah er die Türme der Burg ragen. Doch kein Hornstoß erscholl. Leise Hoffnung regte sich in seinem Herzen. Sollte es ihm gelingen, ungeplündert an der Burg vorbeizuziehen? Wenn es glückte, dann konnte seine Jüngste, die Annemarie, den Stadtschreiber heiraten. Dann war er in der Lage, ihr eine anständige Aussteuer mitzugeben.

Doch schon hörte er Waffengeklirr. Traurig ließ er das Haupt sinken. Da hörte er seinen Namen rufen, und der Halbbruder seiner Frau, der Heidbauer, der eine Stunde Weges in die Heide hinaus wohnte, trat aus dem Gebüsch.

Brunert traute seinen Augen nicht, sein Schwager in nächster Nähe der Burg und obendrein bewaffnet! Dem Heidbauern entging sein Erstaunen nicht, als er ihm die Hand bot.

"Ja, Schwager, da staunst Du! Aber heute sind wir hier die Herren, und der Ritter Klaus sitzt oben und zählt mit seiner Frau die letzten Bissen." Und er erzählte noch auf die verwunderten Fragen Brunerts, dass der Ritter vor Tagen versucht hatte, die Heidschnucken der Bauern wegzutreiben.

Aber alles, was in der Heide tüchtige Arme hatte, wäre zusammengekommen und hätte den Ritter samt seinen Leuten heimgeleuchtet.

"Und gestern, vor Tagesgrauen," so schloss er mit funkelndem Blick, "sind wir hergezogen und belagern die Burg. Wir wissen, dass wenig zu essen auf der Burg ist, denn vorgestern Abend haben sie ein großes Fest gefeiert. Wir kriegen ihn diesmal bestimmt, pass auf, Schwager!"

Und sie bekamen ihn wirklich. Drei Tage und drei Nächte belagerten sie die Burg. Der Ritter machte manchen verzweifelten Ausfall, aber Bauernaugen spähten scharf und Bauernfäuste schlugen fest zu. Da kamen am vierten Tag zwei Knaben und ein Mädchen aus der Burg, weißgekleidet, aber mit trotzigem Mienen. Die Bauern ließen sich erweichen. Der Ritter musste eine Buße zahlen und Urfehde schwören, damit zogen die Bauern ab.

Als der Heidbauer auf seinen Hof trat, begegnete ihm Wiegmanns Mutter. Da wurde der starke Mann ganz blass und musste sich an die große Eiche lehnen. Doch als die Wehmutter sagte: "Es ist alles gutgegangen, Heidbauer, es ist ein Mädchen!" Da leuchteten seine blauen Augen.

Es war zwanzig Jahre später.

Im Heidekrug spielte die Musik zum Erntetanz auf. Unablässig schwangen die Burschen ihre Mädchen im Takt. An der niedrigen Decke klebte der Rauch. Aus all dem Trubel hatte sich ein Paar nach draußen in die mondhele Nacht geflüchtet, des Heidbauern Tochter Kätchen und Nachbars Frieder.

Da zischte ein Pfeil aus dem nahen Wald, ein hässliches Lachen flog hinterher. Getroffen sank der Frieder zu Boden, während drüben im Wald ein geharnischter Reiter sich auf sein Pferd schwang.



Wer der Reiter gewesen war, der den Schuss abgegeben hatte, wusste nur die Eule, deren scharfe Augen den Ritter Klaus erkannt hatten. Die Bauern mussten zähneknirschend zu Hause bleiben, sie kannten den Täter nicht. Der Frieder aber lag unterdessen auf dem Krankenlager und rang mit dem Tode. Der Ritter Klaus quälte seine Knechte noch mehr als sonst. Er wusste wohl, dass kein strafender Arm ihn erreichen konnte, aber er fürchtete etwas, das kommen musste, und er

wusste doch nicht, was es war.

Der Fluch des liebenden Mädchens sollte in Erfüllung gehen.

Der Sohn des Ritters Klaus, Junker Bruno, war in Kaufmanns Kleidung auf dem Mindener Markt gewesen. Da hatte es ihm des Stadtschreibers Tochter angetan. Die wollte er zur Gemahlin oder keine. Seines Vaters Wille ging andere Wege, deswegen gerieten Vater und Sohn oft aneinander.

Eines Tages kam der Vater von einem Besuch auf Nachbarburgen heim und verlangte nun von dem erstaunten Sohn, dass er die schöne Hilde, die Tochter des Ritters Heideck, am nächsten Vollmonde heiraten solle. Junker Bruno sagte nur ein Wort: "Nein!" Da übermannte Ritter Klaus der Zorn, er zog das Schwert und drang mit der blanken Waffe auf seinen eigenen Sohn ein. Der ergriff auch seinen Degen und schlug seinen Vater todwund.

Da lag nun der einst so rüstige, stolze Ritter Klaus auf dem Krankenlager. Seine Tochter Brunhilde schickte ins Heidedorf zum Schäfer. Der kam auch und verordnete dem Kranken mehrere heilkräftige Kräuter. Er hörte aber am Krankenbett aus den Fieberphantasien heraus, was bisher nur die Eule gewusst hatte. Und von ihm wurde es die Wahrsagerin im Moor gewahrt, die schon den Frieder besprochen hatte, und die erzählte es Kätchen. So groß ihre Liebe zu Frieder war, so groß wurde nun ihr Hass gegen Ritter Klaus.

Eine Nacht im November war's. Der Sturm brauste durch Feld und Wald und trieb alle Menschen ans warme Herdfeuer. Da flackerte ganz hinten in der Heide beim knorrigen Fuhrenbusch ein leuchtendes Feuer. Tanzende Lichtstreifen geisterten durch den Schatten des Unterholzes.



Vor dem Feuer saß ein uraltes Weib. "Hihi," lachte sie schrill vor sich hin, "gleich ist es Mitternacht, dann wehe Dir, Ritter Klaus. Ja, ja, ich helfe Dir, Kätchen! Ich spreche jetzt den Bann über Dich, stolzer Ritter!"

Dann sank sie wieder in sich zusammen und schaute stumm die breite Narbe auf ihrer Hand an. Ritter Klaus hatte sie einst mit seinem wilden Rappen überritten, und die Narbe war ihr als dauernde Erinnerung geblieben.

Dann fuhr sie auf.

"Die Leute werden über Dich reden, Kätchen, weil Du mit der alten Hexe in Verkehr gestanden hast. Dein Wunsch soll besonders gut erfüllt werden." Und sie stellte sich vor das Feuer, nahm einen Eschenstab und wies auf die Gegend, in der die Burg des Ritters Klaus lag und murmelte leise ihre Verschwörung:

"Vergehen sollst du, Gebäude, so stolz  
und alle, die in dir wohnen.  
In der Erde soll eure Wohnstatt sein,  
und der Teufel soll euch nicht schonen.  
Erst nach dem Opfer des Hahns,  
der wie Blut so rot,  
geb' es für euch einen seligen Tod."

Der Kummer seiner Tochter hatte dem Heidbauern die Haare grau gefärbt. Aber heute lachten seine Augen wieder. Frieder war wieder hergestellt, und in der nächsten Woche sollte die Hochzeit sein. Jetzt pflügte er das letzte Ackerstück.

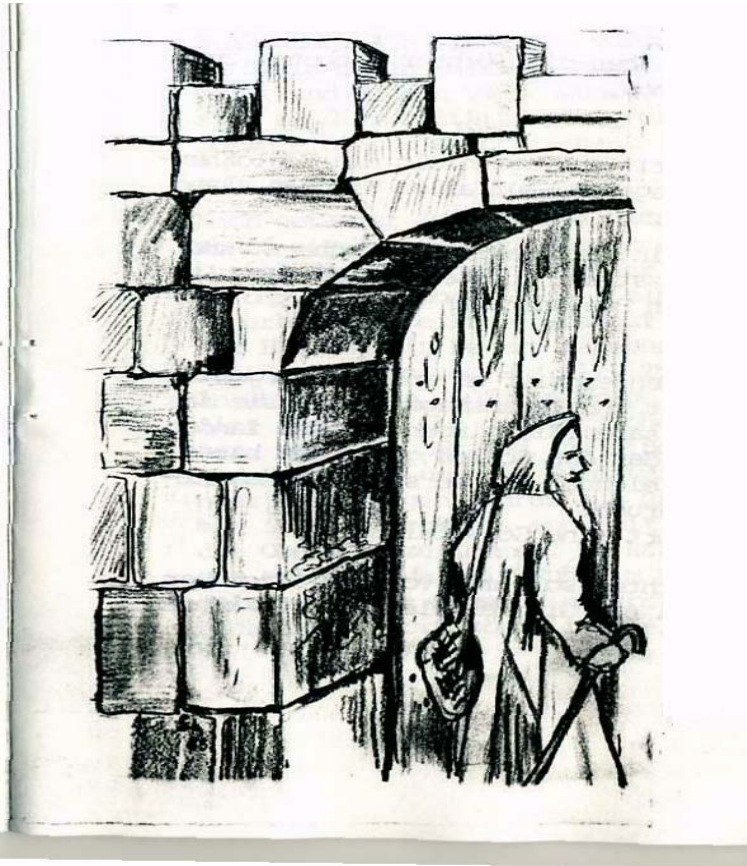
Da- plötzlich hörte er ein großes Geschrei aus der Richtung, in der die Burg stand. Schnellrief er seine Knechte und Nachbarn zusammen und eilte hin, weil er glaubte, die Burginsassen überfielen Kaufleute.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er dahin kam, wo einst die Burg gestanden hatte.

Sie war jetzt vom Erdboden verschwunden!

## DER UNTERGANG DER KÄTCHENBURG

Weseraufwärts an Ovenstädt und Gernheim vorbei, kommt man an einen tiefen Teich, der grundlos sein soll. Dort stand in alter Zeit ein schönes Schloss, die Kätchenburg. Es hatte einen hohen Turm, -darin hingen Glocken, die morgens, mittags und abends immer läuteten. Ein tiefer Graben und eine dicke Mauer schützten die ganze Anlage.



Von der Schlossfrau Käte hatte die Burg den Namen erhalten. Die Schlossbesitzerin bewohnte das schöne Gebäude mit ihren beiden Töchtern, sowie Dienern und Dienerinnen. Sie war sehr reich, und viele Schafe, Rinder und Pferde weideten in der Marsch.

Eines Tages "kam, ein Mann vor das Schlosstor. Er trug einen Wanderstab in der Hand und hatte einen langen wollenen Mantel an. Der Pilger grüßte höflich und sagte: "Ich will nach Jerusalem in Kanaan, wo unser Herr Jesus gelebt hat. Dort will ich beten. Gebt mir etwas zu essen und zu trinken und eine kleine Gabe."

Da sprang die Burgfrau zornig auf und schrie: "Mach Dich aus dem Staube, oder ich hetze den großen Hund auf Dich!"

Der Pilger erschrak und kehrte schnell um, blieb dann aber stehen und wandte das Gesicht dem Schloss zu und rief: "Wehe Euch, die ihr in

Pracht und Üppigkeit lebt und die Armen und Elenden verstoßt. Gottes Gericht wird über Euch hereinbrechen. Ehe das große Licht zum dritten Mal aufgehen wird, soll das Schloss mit allen seinen Bewohnern untergehen!"

Darauf entfernte sich der Pilger.

Die Schlossfrau glaubte nicht an seine Worte und spottete: "Meine Burg steht fest. Jetzt will ich erst recht fröhlich und guter Dinge sein!"

Die Diener und Dienerinnen dachten auch so. Nur die beiden Töchter fürchteten sich und sprachen: "Mutter, lasst uns fliehen, lasst uns auf die Burg Stolzenau fliehen!"

Die Mutter lachte, aber die Töchter flohen zum Grafen nach Stolzenau.

In der Nacht zum dritten Tage hielt die Schlossherrin ein großes Gelage ab, auf allen Tischen stand Wein und es wurde viel getrunken.

Da - plötzlich - ein fürchterliches Donnern und Blitzen - ein Blitzstrahl zuckte hernieder, schlug das Schloss samt den Bewohnern in den Grund.

Furcht und Schrecken ergriff am anderen Morgen die Leute von Ovenstädt und Petershagen, als sie das Schloss nicht mehr sahen. Sie gingen hin und fanden an der Stelle, an der das Schloss gestanden hatte, einen grundlosen Teich und man verspürte einen stechenden Schwefelgeruch. Später fand man dort eine Schwefelquelle.

In stürmischen Nächten soll man von dem Teich her ein Jammergeschrei und Glockengeläute hören können.

## DER BAUER VON OVENSTÄDT

Zwischen dem Städtchen Petershagen und dem Dorf Ovenstädt liegt der Hopfenberg. Hier stand in alter Zeit eine Burg, deren Herren arge Raubritter gewesen sind und deshalb in der ganzen Gegend gefürchtet und sehr gehasst waren.

Die Kaufleute auf dem Wege von Minden nach Bremen wussten von ihnen zu sagen, und manche verübte hässliche Schandtats war bekannt. Man machte ,wenn es nur ging, um die Burg einen weiten Bogen.

Als eines Morgens Bauern aus dem Dorf Eldagsen auf das Feld zogen, vernehmen sie von der Burg großes Wehklagen. Als sie einem vermutlich Überfallenen zu Hilfe eilen wollten, entdeckten sie, dass Burg, Wälle und Gräben verschwunden waren. Nun befand sich an dieser Stätte ein großer Teich, aus dem Schwefeldünste emporstiegen.

Nach geraumer Zeit ging an einem dunklen Herbstabend ein Bauer von Eldagsen nach Ovenstädt. Im Dunkel der Nacht verfehlte er den Weg und irrte in der Heide umher. Als er ein Licht in der Ferne erblickte, eilte er darauf zu. Er fand in einer Höhlung ein Feuer, daneben saß ein Fräulein, zart und schön von Gestalt. Tiefe Schwermut lag in ihren Augen. Auf die Frage des Bauern klagte sie: "Ich bin ein unglückliches Mädchen. Mein Vater, meine Brüder und ich sind in einer grausigen Nacht mit unserer Burg versunken und harren hier seit langen Jahren auf unsere Erlösung. Nur mir ist es vergönnt, von Zeit zu Zeit wieder an die Oberwelt zu kommen. Du kannst, so Du willst, uns erlösen, dass wir Ruhe im Grabe finden. Bringe uns in acht Tagen einen roten Hahn, ich will Dich dann sofort königlich belohnen."

Der Bauer willigte ein. Darauf führte das Fräulein ihn in eine dunkle Höhle mit einer reichen Schatzkammer. Gold, Silber und Edelsteine funkelten hier in unermesslichem Reichtum. Der Bauer füllte schnell seinen mitgebrachten Sack so voller Gold und Silber , soviel er nur tragen konnte.



Im Nebenraum aber saßen die drei alten Männer mit weißen Bärten und kahlen Scheiteln. Vor ihnen lagen blanke Schwerter und eine Menge Totenschädel.

Bei diesem Anblick entfloh der Bauer. Eine große Eichentür fiel polternd ins Schloss.

Der Bauer eilte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, mit seinem Schatz nach Ovenstädt, Als er vor seinem Heimatdorfe eine kleine Rast einlegte, stand plötzlich ein Mann neben ihm. Er fragte den ahnungslosen Bauern, wo er gewesen sei. Als kein Ausweichen und keine Ausreden mehr möglich waren, erzählte er alles.

"Was geht Euch das Burgfräulein und seine ganze Sippschaft an," entgegnete der Fremde, „geht nach Hause. Geld habt Ihr doch nun genug und den roten Hahn verzehrt selbst."

Als der Bauer dem Fremden bekundete, dass er eigentlich recht habe, und er auch sein Versprechen wohl nicht halten wolle, ergriff der Fremde mit seiner Krallenhand den Sack und entriss ihn

dem verdutzten Bauern, schwang sich auf sein feuriges Ross, ihm noch zu grinsend: " Wieder über hundert Jahr," und verschwand in der Luft.

Der Mond verbarg sein Gesicht, der Sturm heulte und der Regen stürzte in Strömen hernieder.

Der Bauer versank in Bewusstlosigkeit. Als er aber erwachte, war es heller Tag. Die Sonne schickte milde Strahlen herab, eine Lerche sang in der Heide. Der Bauer wusste kaum, wie ihm geschehen. Er glaubte, geträumt zu haben, aber sein Haar war gebleicht.



## DAS TRAGISCHE ENDE DES RITTERS BRUNO

Eine der ältesten Kirchen am linken Weserufer ist die Kirche zu Ovenstädt. Ihre Gründung wird bald, nachdem die Sachsen sich zum Christentum bekehrt hatten, erfolgt sein.

Die Ortschaften des weiten Umkreises, die jetzt selbständige Kirchengemeinden bilden, waren früher nach Ovenstädt eingepfarrt.

Dazu gehörten auch Südfelde, Meßlingen, Maaslingen und Eldagsen. Noch heute wird der Weg, der von Maaslingen nördlich an Eldagsen vorbei über die Heide nach Ovenstädt führt, Kerkdamm genannt.

In Maaslingen wohnte vor vielen hundert Jahren auf einem Edelhofe, welcher an der Ösper lag / wo jetzt Kanning Nr.1 steht, ein wohlhabender Mann mit Namen Bruno. Er wurde auch Ritter Bruno genannt.

Er besaß nicht nur einen umfangreichen Grundbesitz, sondern auch Geld und Gut in Hülle und Fülle, darum wurde er von vielen gepriesen und beneidet. Seinen Reichtum wusste er aber auch in seiner Weise wohl zu genießen. Sein Sinn war auf Prunk und Genuss gerichtet. Frohe Feste, die fast immer in wüste Trinkgelage ausarteten, boten ihm oft eine angenehme Abwechslung. An lustigen, gleichgesinnten Freunden hatte er keinen Mangel.



Er hatte aber auch seine Religion. Man möchte sich fast wundern, dass ein Mann, der doch sonst sein Leben nicht nach dem Wort Gottes richtete, das Bedürfnis hatte, sonntäglich am Gottesdienst teilzunehmen. Sollte das wohl eine Abschlagszahlung an Gott für alle in der Woche begangenen Sünden sein? Des Sonntags fuhr er also mit einem stattlichen Gespann nach Ovenstädt zur Kirche. Den Weg dahin ließ er, soweit er durch die Heide führte, hoch mit Erde aufwerfen, so dass er einem Damme gleich war: Bruns Damm. Bevor er sich in die Kirche begab, kehrte er

erst zu seiner Erholung in die Wirtschaft, den Krug, am Rande des Friedhofes, ein. Nicht selten aber saßen hier einige seiner gleichgesinnten Freunde. Es entstand dann bald ein Zechgelage, worüber er dann den Gang ins Gotteshaus meistens völlig vergaß.

Eines Sonntags morgens, als die Leute zur Kirche gingen, hielt vor der Wirtschaft eine wundersame Glaskutsche, wie man sie in Ovenstädt noch nie gesehen hatte. Diese hatte sich Bruno erst kurz davor angeschafft. Mit Staunen und Bewunderung betrachteten alle Vorübergehenden den prächtigen Wagen, eilten aber schnell von dannen, weil aus der Wirtschaft großer Lärm herausdrang.

Die Glocken kündeten den Beginn des Gottesdienstes an. Bruno und seine Zechgenossen lärmten und tobten weiter und trumpten die Karten auf den Tisch. Ihre Flüche und derben Reden konnte man sogar noch in der Kirche deutlich vernehmen. Selbst dem Wirt wurde angst und bange, und er bat die Lärmenden, doch wenigstens während des Gottesdienstes sich zu mäßigen. Da erhob sich Bruno und streckte die geballte Faust drohend zum Himmel empor. Er schrie dabei die gotteslästerlichen Worte: "Ich höre nicht auf, und wenn Gott Feuer vom Himmel regnen lässt!"

Der Gottesdienst war beendet. Still und scheu schlichen die Kirchgänger an der Schenke vorbei. Das wüste Zechgelage wurde bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Nur Bruno konnte sich noch aufrecht halten. Da gab er dem Kutscher den Befehl zum Anspannen.

Es war heller Mondschein, und die Sterne glänzten prächtig am Himmel. In Windeseile rissen die Rosse den Wagen über die einsame Heide. Bruno lag bereits in tiefem Schlaf.

Mehr als die Hälfte des Heimweges war schon zurückgelegt, da blitzte plötzlich am Himmel ein heller Schein auf und es war, als ob Feuer von Himmel fiel. Der helle Schein machte die Pferde scheu, und sie rasten in wilden Galoppsprüngen den Damm hinunter in die Heide. Vergebens versuchte der Kutscher die erschrockenen Pferde zum Halten zu bringen. Der Wagen stieß endlich krachend gegen einen gewaltigen Steinblock und zerschmetterte. Die Glasscherben flogen weit umher.

In wilder Flucht rasten nun die Pferde dem Dorfe Eldagsen zu und wurden hier am anderen Morgen von einigen Leuten eingefangen. Man verfolgte die Spur der Pferde und fand bald die Stätte des Unglücks.

Der Knecht war mit dem Schrecken davongekommen. Er lag zitternd und geistesabwesend am Damm.

Unter den Trümmern des Wagens lag der Ritter Bruno begraben. Aus vielen Wunden blutend und mit zertrümmerten Knochen, von vielen Glasscherben arg zerstoßen, zogen sie ihn tot hervor.

Man hatte das Gefühl: Hier hat Gott gerichtet!

-----

Die in der Sage erwähnte Schenke kann nur das ehemalige Haus Nr.17 an der Nordseite des Kirchplatzes gewesen sein, das im Zuge der Flurbereinigung 1960 von der Kirchengemeinde erworben und später abgerissen wurde.

Im Lagerbuch der Kirche von 1702 heißt es:

auf S.39 "Auf dem Kirchhofe stehen dry Gebäude, deren eines die Kramerey genannt wird, stehet an der Straßen, gleich gegen Stakebrands und Schäers Haus über, wovon jährlich 9 Mariengroschen müssen entrichtet werden....."

auf S.213 "Diese 9 Mariengroschen (1/4 Thaler) der sogenannten Kranerey sind Einkünfte der Küsterei und des Schuldienstes ....."

## DER LEUTNANT VOM STROHHOF

Seit vielen hundert Jahren war der Strohhof hier in Ovenstädt, so genannt nach seinem damaligen Besitzer namens Strohmeier, einer der besten und größten Höfe in der Umgebung. Stets war der Hof vom Vater auf den Sohn vererbt worden, bis vor 200 Jahren ein Leutnant durch Heirat der Witwe in den Besitz des Hofes kam.

Dieser Fremde hieß Elert Hustede, er wurde aber von allen Dorfbewohnern nur "De Lüdhand" genannt. Um die Verwaltung des Hofes kümmerte er sich wenig, verstand auch nicht viel davon. Aber gegen seine Tagelöhner, Knechte und Mägde war er rücksichtslos streng und hart. Wenn sie nur seine Schritte hörten, flüsternten sie sich ängstlich zu: "De Lüdhand kümmt, hei kürnmt".

Sein stolzes Auftreten und seine Verachtung, mit der er auf die anderen Bauern herabschaute, machte ihn im ganzen Dorf unbeliebt.

Mit seinem stattlichen Schimmel ritt er nicht selten nach Minden, wo er mit Gleichgesinnten in Wirtshäusern schwelgte und soff.

Da kam ganz unerwartet aus Minden die Nachricht, dass der Leutnant bei einem wüsten Zechgelage an einem Herzschlag gestorben sei.

Seine Frau und die Stiefkinder ließen ihn auf dem Friedhof in Ovenstädt bestatten. Im stillen mochten sie sich jedoch freuen, dass sie von ihm befreit waren. Besonders froh aber waren die Arbeiterinnen und Helfer auf dem Hofe.

Leider aber sollte diese stille Freude nicht von langer Dauer sein.

Eines Abends kam ein Knecht verspätet in den Stall, um das Vieh zu füttern. Zu seinem Schrecken stand plötzlich der gestrenge Herr Leutnant leibhaftig vor ihm und ließ die Reitpeitsche auf den Rücken des Erschrockenen niedersausen. Der rannte in das Haus und konnte lange vor Entsetzen kein Wort herausbringen, von dem, was ihm passiert war.

Bald hatte man die Gewissheit, dass der Leutnant alle Abende zwischen Mitternacht und ein Uhr auf dem Hofe und im Stall nach dem Rechten sah. Es traute sich keiner einzeln mehr, in der Dunkelheit in Scheunen und Ställe zu gehen.

Weil der Leutnant darum niemals mehr Gelegenheit hatte, diesen oder jenen in die Hände zu bekommen und seine Peitsche fühlen zu lassen, sorgte er dafür, dass die Enten in den Stall kamen, die die Magd vergessen hatte einzulassen. Oder er warf den Kühen Heu vor, wenn sie noch nicht satt waren. Es soll auch vorgekauert sein, dass er den Rest des Kornes gedroschen und weggeräumt hatte, während der Hausherr mit dem Gesinde beim Frühstück saß.

Es scheint so, als ob die Sorge um seine früheren Versäumnisse ihm im Grabe keine Ruhe gelassen hat.

Um nicht länger in Angst und Schrecken leben zu müssen und diesen Plagegeist loszuwerden, beschloss man, ihn in einer Nacht zu greifen und weit über die Grenze zu bringen.

Ein frommer Priester, dem die Gabe gegeben, Geister bannen zu können, wurde gerufen. Er kam und traf seine Vorbereitungen. Auf der großen Diele wurden die Wände mit Tannenzweigen geschmückt. Am Ende zu den Zimmern hin stand ein Tisch mit einer schwarzen Decke behangen, darauf ein Kruzifix und zwei Kerzen, einem Altar gleich. Mitten auf der Diele breitete der Priester ein weißes Laken aus. In der Geisterstunde fand eine feierliche Andacht statt. Alle Anwesenden hörten anscheinend andächtig zu, warteten aber gespannt der Dinge, die passieren würden.

Plötzlich erschien der Leutnant und setzte sich auf das weiße Tuch, wie es der Priester vorhergesehen hatte.

Da sprangen 4 handfeste Männer herzu und ergriffen jeder einen Zipfel des Lakens. Ehe sich der Geist des Leutnants versah war er im Tuch eingebunden.

Die Männer trugen ihn schweigend auf einen draußen wartenden Leiterwagen, der mit zwei Pferden bespannt war. Nachdem der Besitzer des Hofes, der Geistliche und die 4 Männer auch auf dem Wagen Platz genommen hatten, fuhr das Gespann im Trab in Richtung Norden aus dem Dorf.

Nach einer zweistündigen Fahrt kamen sie hinter Uchte ins Moor. Das schien ihnen der rechte Ort zu sein, das böse Gespenst im Sumpf zu versenken.

Sie warfen den Leutnant, oder was im Laken eingebunden war, mit den Worten: "Wi willt än dar laten!" in das schwarze Wasser eines Torfloches.

Dann knallte der Kutscher mit der Peitsche, das Gespann jagte eilend zurück, und die Männer lachten laut und freuten sich über ihren gelungenen Streich.

Doch wie groß war ihr Schrecken, als sich einer umsah und entdeckte, dass der Leutnant aus dem Moor stieg und dem Wagen naheilte. So sehr der Fuhrmann auch seine Pferde peitschte, der Leutnant holte den Wagen ein, griff mit beiden Händen in



die Speichen, bremste den Wagen, bis die Pferde ermattet, in den Flanken zitternd, schweißnass stehenblieben.

Inzwischen war der Leutnant hinten auf den Wagen geklettert und fuhr wieder mit nach Ovenstädt.

Als man ihn zum dritten Mal ins Moor brachte wieder in eine Moorkuhle warf und dann im Galopp, aber nun schweigend und ohne sich umzusehen, davon sauste, kam er nicht mehr wieder. Der Besitzer des Strohhofes musste aber alle Jahre am Geburtstage des Leutnants ein Bund Stroh an derselben Stelle ins braune Moorwasser werfen, und das ging immer sofort in Flammen auf.

Soweit erzählt die Sage in verschiedenen Aufzeichnungen.

Als Nachtrag steht in der Schulchronik auf S.44 zu lesen:

Der betreffende Leutnant heißt Elert Haustette. Er hatte 36 Jahre lang der Königlichen Majestät von England gedient und verheiratete sich mit der nachgelassenen Witwe des Johann Cord Strohmeier,

Marie Elisabeth Dollen aus Steyerberg am 25.5.1721.

1722 ließ er im der Kirche mit Genehmigung des Konsistoriums eine Prieche bauen, wofür er der Kirche 40 Thl. zahlen musste.

Er starb schon bald, nachdem er 6 Jahre auf dem Strohhof gewirtschaftet hatte, am 17.7.1727.

Auf dem Strohhofe zeigt man noch heute von ihm die silbernen Sporen.

## CORD W A L T K E, der Schmied

Im Jahre 1757 war Cord Waltke gerade dabei, Reinkings Schimmel zu beschlagen, als Oldvaern Knecht vor der Ovenstädter Schmiede erschien.

Ein Lied zwischen den Zähnen pfeifend, die Mütze im Nacken, die Hände tief in den Taschen, kam er in seinen Holzschuhen an geschlurft.

Zu Reinkings Knecht, der den Schimmel hielt, sagte er kein Wort. Die beiden konnten sich nicht sehen, seit sie sich auf dem letzten Erntefeste wegen Drewes Großmagd, der blonden Minna, gegenseitig blaue Flecken und Beulen beigebracht hatten. Nachdem Oldvaern Knecht ausgespuckt hatte, wandte er sich an den Schmied: "Morgen, Cord Schön's Wetter heute!" "Kann man wohl sagen, Hinnerk," meinte der und schlug den letzten Nagel fest. "Fertig!" "Ja, der Bauer macht's in Ordnung. Hü Schimmel," damit zog Reinkings Knecht ab, nicht ohne vorher Hinnerk einen giftigen Blick zugeworfen zu haben, der ebenso giftig erwidert wurde.

Der Schmied richtete sich auf und reckte die Arme. Jetzt sah man, dass er ein großer, kräftiger Mann war. Die Mädchen im Dorf fanden ihn auch hübsch. Dass er kein Dorfkind war, sah man an seinen dunklen Haaren. Die Einheimischen hatten fast alle blonde Haare, höchstens dass hier und da ein Rotschopf dazwischen war. Der Schmied kam aus dem Westen, von Rheine her.

Hinnerk wusste das und hielt ihn darum für den geeigneten Mann, bei dem er seine Neugier befriedigen konnte. War doch heute ein Bauer von jenseits Minden zu seinem Herrn gekommen und hatte allerlei von den Franzosen erzählt. Hinnerk hatte zwar nicht alles gehört, denn sein Bauer hatte alle hinausgeschickt. Nun wollte er aber wissen, wie die Franzosen eigentlich wären. "Sag mal, Cord, „fing er ganz bedächtig an zu reden." "Hast Du schon mal Franzosen gesehen?" "Wie kannst Du denn in aller Welt darauf?" staunte Cord verwundert. Hinnerk wollte nun allerdings nicht gern erzählen, wie das vorher gewesen war, darum suchte

er abzulenken: "Och, nur so."

"Tscha," sagte Cord/"die Franzosen und wir, das ist so wie Reinkings Fritz und Du, nur dass es hier statt Drews Minna um die Stadt Straßburg und das Land drum-zu geht." Hinnerk verstand das nicht ganz, denn sein alter Lehrer Gärtner und dessen Sohn Ludolf, der nun die Stelle innehatte und damals Gehilfe bei seinem Vater war, hatten ihm zwar den Katechismus und die Bibel; Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht, aber von Erdkunde und Geschichte hatten sie selbst zu wenig gewusst, als dass sie dem ohnehin nicht sehr begabten Hinnerk noch etwas hätten beibringen können.

Jetzt aber war er zu eitel, um zu erkennen zu geben, dass er Cord nicht ganz verstanden hatte. Er setzte die Miene des Verstehenden auf, machte "hm, hm" und hielt es für das Richtige, das Gespräch abzubrechen. "Na, ich muss weiter, der Bauer lässt sagen, heute Abend um Vesperzeit wäre Bauernmal, und sie sollten alle kommen."

Das letzte war eigentlich das Wichtigste, den Oldvaer schickte seinen Knecht nicht am helllichten Tag durchs Dorf, damit er sich was erzählte. Hinnerk hingegen hielt es nicht für fein, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Er hielt auf jeder Stätte erst einen kleinen Schnack, ehe er mit seinem Auftrage herauskam. Da er nun außer der üblichen Frage nach dem Wetter nichts wusste, brachte er jedesmal an, Cord Waltke habe ihm erzählt, Reinkings Knecht, der Fritz, sei ein Franzose.

Um Mittag hatte es sich im ganzen Dorf herumgesprochen, und Fritz führte bei seinem Bauern lebhaft Klage über den Schmied.

Um die Vesperzeit waren alle Dorfbewohner, soweit sie Sitz und Stimme im Bauernmal hatten, bei Oldvaern versammelt. Oldvaer wollte gerade anfangen, als Reinking, der etwas lustig von Geblüt war, da-zwischenwarf: "Oldvaer, lass mal einen Augenblick.

Ich habe da noch eine ganz besondere Wurst, die ich erstmal anschneiden möchte, um zu sehen, wie sie geplöckt ist.

Was mein Knecht, der Fritz, ist, der hat sich nämlich bei mir beschwert, dass der Schmied Cord Waltke gesagt habe, er sei ein Franzose. Vielleicht sagst Du mal, Cord, ob das ändern ist?"

Der Schmied war aus allen Wolken gefallen: "Ich? nee, das stimmt nicht. Wie soll ich dazu können, Fritzen, der mir nichts getan hat, mit den verdammten Franzosen in einen Pott zu schmeißen?"

"Oldvaern Hinnerk hat es aber im ganzen Dorf erzählt, denn muss doch was dran sein," beharrte Reinking.

Der Schmied ließ einen schrillen Pfiff hören ! Oldvaern Hinnerk ! Jetzt wusste er Bescheid. "Ja, das kann ich ja mal erzählen. Wie Hinnerk das Bauernmal ansagte, wollte er von mir wissen, was denn die Franzosen für welche seien? Und da habe ich ihm gesagt, die Franzosen und wir ständen so zueinander, wie Reinkings Fritz und er, bloß dass wir uns nicht wegen Drews Minna kloppen, sondern um die Stadt Straßburg und das Land da unten rum."

Bei diesen Worten zeigte sich auf allen Gesichtern ein verständnisvolles Schmunzeln. Ein paar von den jüngeren Besitzern lachten sogar laut auf . Cord fuhr fort: "Ja, und wenn ihr alle zu Hause erzählen wolltet, wie das gewesen ist, damit das nicht hängen bleibt mit Reinkings Fritz und den Franzosen, dann wäre ich euch allen sehr dankbar."

"Ja," meinte Oldvaer, "denn so ist das ja wohl in Ordnung, Reinking."

Und was ich nun sagen wollte: Da war heute morgen der Kuhlmeier von jenseits Minden, was der Vetter von meiner Frau ist, bei mir und er zählte, gestern wären die Franzosen über den Berg bei Hausberge und Bergkirchen gekommen, und es könnte wohl möglich sein, dass in den nächsten Tagen welche hier her kämen, und wir sollten uns vorsehen. Und ich meinte, das müsste ich wohl auf dem Bauernmal vortragen, damit jeder Bescheid davon hat."

Als wenn ein Immenschwarm ins Zimmer gekommen wäre, so wirkte die Nachricht auf die Dorfbewohner. Keiner konnte ruhig auf seinem Platz sitzen bleiben. Alle redeten durcheinander. Nur mühsam konnte sich Oldvaer Gehör verschaffen. Dass jeder seine Wertsachen beiseite bringen müsste, darüber wurden sie sich bald einig, aber wie sie sich selbst zu verhalten hatten, da konnten sie so bald nicht drüber klar werden. Die widersprechendsten Vorschläge waren laut geworden, aber keiner fand ungeteilten Beifall.

Da stürzte Oldvaern Magd in die Stube: "De Franzosen, de Franzosen sin da!"

Ein Gewitter auf freiem Felde hätte die Bauern nicht so auf die Beine gebracht, wie diese Nachricht. Im Nu war alles auf den Beinen, schnell nach Hause und mit Frauen, Kindern und Gesinde in das nächste Versteck.

Einzig Cord Waltke behielt die Ruhe. "Mit den Parlewulern kommen wir schon zurecht," meinte er und ging zu seiner Schmiede zurück. Diese lag der Kirche schräg gegenüber. Als Cord dort ankam, sah er, wie der Lehrer und Küster Gärtner mit einem Korbe aus der Kirche kam. "Der denkt zuerst an die Kirchensachen und dann erst an sich selbst", dachte Cord bei sich und fragte dann laut: "Kann ich Ihnen behilflich sein, Herr Nachbar?" Der war hochofren, einen vernünftigen Menschen zur Seite zu bekommen. "Ja, Schmied, wenn Ihr die silberne Altardecke, die mit Gold besetzt ist, aus der Kirche holen wollt! Den silbernen Abend-mahlskelch und die Oblatenschachtel habe ich schon hier." Cord kam dem Wunsche nach, als alles sicher im Lehrerhause verstaut war, ging er in seine Werkstatt,



29

brachte mit dem Blasebalg das Feuer wieder in Glut und fing an zu arbeiten, als wenn nichts zu befürchten sei.

Er hatte noch nicht ganz viel geschafft, als Pferdegetrappel sein Ohr traf. Schon hielt ein Reiter vor der Tür: "Komm er mal hinaus!"

Und als Cord erst alles ruhig beiseite legte, kam ein heftiges: "Certe, certe!" "Was zerrt?" meinte Cord gelassen und trat vor die Tür.

Der Führer der Patrouille ritt auf ihn zu: "Wie heißen dies Dorf?" "Ovenstädt heißt dieses Dorf, habe ich mir sagen lassen," meinte Cord seelenruhig. "Weiß er das Weg nach Buchholz?" fragte der Franzos weiter. "O ja, dahin gibt's viele Wege!" "Führ er uns den nächsten Weg! Wir bezahlen gutt!"

Und da führte Cord Waltke die Franzosen nach Buchholz.

Wie er es fertig gebracht hat, den kürzesten Weg nach Buchholz bis zum nächsten Mittag zu finden, kann kein Mensch mehr ausfindig machen. Ortskundige gehen den Weg in anderthalb Stunden. Weil er so ortskundig war, kamen die Franzmänner erst am nächsten Mittag dort an, aber die Nachricht war ihnen schon abends voraus geeilt.

Als sie Cord Waltke eine Belohnung geben wollten, lehnte der sehr trocken ab: "Euch zu führen -auf diesem Wege - war mir reichlicher Lohn."

Am Nachmittag war Cord wieder im Dorf, das sich langsam beruhigt hatte.

Wie er die Franzosen geführt hatte, hat er nicht erzählt, denn er war ein sehr vorsichtiger Mann, aber dass er vom Abend bis zum anderen Mittag gebraucht hatte, um den Weg nach Buchholz zu finden, das setzte ihn in den Augen der Dorfbewohner mächtig in die Höhe.

Von den 4 Höfen, die bis 1837 an Hannover - vorher Lüneburg - davor Hoya-steuerpflichtig waren, nämlich Nr. 11 - 12 - 13 u. 14, gehörte Nr.14 lange Jahre von 1500 - 1801 Besitzern namens Waltke.

Das war auch die Schmiede am Rande der Esch, gegenüber der Kirche und der Kramerei.

**Heute steht dort das Haus Wolting - Cordell.**

## DER STARKE JOCHEN

Auf dem früheren Meieringschen Hofe Nr. 1, der zwischen der Pfarre und der Kirche lag, lebte damals ein Mann namens Jochen, der sich durch besondere Körperkraft hervortat. Er hieß deshalb der starke Jochen.

Er war so stark, dass er die Pflöcke, welche die die Ständer und Balken der Fachwerkhäuser zusammenhielten und ein Stück herauschauten, mit dem kleinen Finger abschlagen konnte.

Wenn er auf einem Tanzgelage sah, dass sich zwei Männer zankten, so hob er mit jeder Hand einen in die Höhe, stieß sie unsanft mit den Köpfen zusammen und warf sie dann durch die Luke auf den Kornboden.

Einmal fehlte ihm Stroh. Der Besitzer vom Strohhof versprach, ihm eine Tracht zu geben. Was tat der Jochen? Er band sich zwei Wagenleitern auf den Rücken, und darauf packte er soviel Stroh, wie man sonst auf ein ganzes Fuder zu laden vermag, und trug es nach Hause.

Einmal machte er eine Wette, mit den Zähnen die Häcksellade aufheben zu können. Er hob sie nicht nur auf sondern trug sie noch eine weite Strecke fort.

Auf einer Hausrichtung trug er einmal einen Balken, an dem sonst 20 Männer zu tragen gehabt hätten





## QUELLENANGABE

- a) Aus der Schulchronik, zuerst aufgeschrieben von Kantor Saeger, Schulleiter, hier von 1902 - 1924.  
b) Auch veröffentlicht im "Boten an der Weser" als "Heimatkundliche Mitteilungen des Windheimer Lehrervereins."
- 

### JOHANNES VON OVENSTATT

- a) .....  
b) Zeitung "Aus alter Zeit" 1920
- 

### KÄTCHENBURG

- 1922  
a) Schulchronik Bd. I S.35  
b) Zeitung
- 

### DER UNTERGANG DER KÄTCHENBURG

- a) Schulchronik, aufgezeichnet von Fritz Oetting, Schulleiter hier von 1956 - 1967.  
b) .....
- 

### DER BAUER VON OVENSTÄDT

- a) Schulchronik Bd. I S.35-36-37  
b) .....
- 

### DAS TRAGISCHE ENDE DES RITTERS BRUNO

- a) Schulchronik Bd. I S.45  
b) Zeitung 1922
- 

### LEUTNANT VOM STROHHOF

- a) Schulchronik Bd. I S.43-44  
b) Zeitung 15.8.1922
- 

### CORD WALTKE, der Schmied

- a) .....  
b) Zeitung 1920 ?
- 

### DER STARKE JOCHEN

- a) Schulchronik Bd. I S.43  
b) -----
-